

Mein Leib und meine Seele...

...sind anders!?

**Predigt im Berliner Universitätsgottesdienst
am 3. Sonntag nach Epiphania | 26. Januar 2014**

Predigerin: Heike Steller-Gül | ESG Berlin

Textgrundlage: Apostelgeschichte 6,1-7

Gnade sei mit euch und Friede

von dem, der da ist und der da war und der da kommt. Amen.

Liebe Gemeinde,

mein Leib und meine Seele... sind anders! – Ich bin anders als du, als Sie, und Sie sind anders als ich. Und das nicht nur, weil ich jetzt hier oben stehe und ihr da unten sitzt. Ich bin anders – als ganzer Mensch, als die, die ich bin. Als die ich mich bewege in Raum und Zeit, mit meinen Möglichkeiten und Fähigkeiten, mit meinen Unzulänglichkeiten und Schwächen, mit meinen Träumen und Hoffnungen, mit meinem ganzen Sein. Wir sind anders, unterschieden uns alle. Und das ist ja auch gut so, sollte man meinen, sonst wären die Welt und das Leben ganz schön langweilig.

„Wir sind alle völlig verschieden!“ – erinnert ihr euch an die Szene in dem Film „Das Leben des Brian“, in der Brian gerade aufgewacht vom Balkon aus die ihm fälschlich folgenden Massen versucht, von ihrer Individualität und Andersartigkeit zu überzeugen.

Brian ruft ihnen zu: „Ihr seid doch alle Individuen.“ – Antwort der Masse: „Ja, wir sind alle Individuen.“ – Brian: „Und ihr seid alle völlig verschieden.“ – Antwort: „Ja, wir sind alle völlig verschieden.“ – Einer ruft: „Ich nicht!“

Menschen haben immer wieder Schwierigkeiten, mit dem Anderssein der anderen umzugehen. Normen werden entwickelt, das Normale bestimmt, die Abweichungen bewertet und oft auch abgewertet. Eine gewisse Toleranz wird meist zugestanden, aber bitte nicht zu viel, alles im Rahmen, am besten in meinem.

Das geschieht in unseren persönlichen Bezügen, in unseren Familien und Freundeskreisen, aber auch an den Hochschulen und Universitäten, in der Arbeitswelt, in der Zivilgesellschaft, in den weltweiten Beziehungsgeflechten. Und natürlich auch in der Kirche.

Wenn der Sohn nun doch nicht den Studien- und Berufsweg einschlägt, den ich mir schon immer für ihn gewünscht und für richtig gehalten habe. Wenn die Studentin trotz Bologna aus ihrem vorhergehenden Studienort ganz andere Kenntnisse und Fertigkeiten mitbekommen hat, als ich sie hier voraussetze. Wenn Menschen aus den Ländern des Südens kommen und andere Verhaltensmechanismen an den Tag legen, als viele es bei uns gewohnt sind.

Doch was ist so bedrohlich an der Andersartigkeit der anderen? Was hindert mich so oft, das andere an den anderen nicht als bereichernde Vielfalt zu begreifen? Vielleicht liegt

es daran, dass wir es von klein auf gewohnt sind, uns in Abgrenzung zu anderen zu erfahren und so unsere Identität zu bilden. Das muss ja auch so sein: Ich brauche die Differenz, die Unterscheidung, um mich selbst als mich, als einzigartig zu erfahren.

Problematisch wird das dann, wenn die Einzigartigkeit der anderen nicht mehr im Blick ist, wenn ich mich zum Maßstab aller Dinge, der Welt mache. Bibel und Theologie nennen das Sünde. Denn damit entferne ich mich nicht nur von den anderen sondern letztlich auch von mir selbst und dem Grund meines Lebens, von Gott.

„Mein Leib und meine Seele... sind anders!“ das gilt für jede und jeden, das ist die komplexe Struktur unserer Welt, das Wunder des Lebens. Wie gehen wir damit um? Wie reagieren wir auf Menschen, die ihren Platz in unseren Zusammenhängen finden wollen und doch so anders sind, so anders sprechen, denken und glauben und so andere Bedürfnisse und Traditionen haben als wir? Wie können wir lernen, die Diversität der Welt als Fülle und Reichtum wahrzunehmen? Wie kommen wir von Bewertung zur Wertschätzung?

Ein Blick in die Anfänge der Kirche kann uns hier weiter helfen. Die christliche Botschaft war offen für Menschen mit unterschiedlichen kulturellen Hintergründen –auch wenn das nicht immer ganz einfach war, wie wir vorhin in der Lesung gehört haben. Nicht nur Petrus musste da einen Lernprozess durchmachen.

Und die Menschen in den Gemeinden sorgten füreinander. Das machte die junge Glaubensgemeinschaft der Christinnen und Christen attraktiv. Doch mit der Ausbreitung und dem Wachstum der Gemeinden entstanden auch Konflikte und strukturelle Probleme. Wie reagierte lange vor dem Zeitalter der Globalisierung die christliche Gemeinschaft auf ihre frühe Entwicklung zum Global Player? Hören wir dazu den Predigttext aus dem 6. Kapitel der Apostelgeschichte:

¹ Als in jener Zeit die Zahl der Schülerinnen und Schüler zunahm, wurden die griechisch sprechenden unwillig gegen die aramäisch sprechenden, weil ihre Witwen bei der täglichen Unterstützung vernachlässigt wurden. ² Da riefen die Zwölf die Versammlung der Schüler und Schülerinnen zusammen und sagten: „Es ist nicht angemessen, dass wir das Wort Gottes vernachlässigen und für die Mahlzeiten sorgen. ³ Seht euch, liebe Schwestern und Brüder, nach sieben Männern unter euch um, die einen guten Ruf haben, geistvoll und klug sind. Die wollen wir für diese Aufgabe einsetzen, ⁴ uns selbst jedoch dem Gebet und der Wortverkündigung widmen.“

⁵ Dieser Vorschlag gefiel der gesamten Versammlung. Und sie wählten sich Stephanus aus, einen ganz und gar zuverlässigen und von heiliger Geistkraft erfüllten Menschen, sowie Philippus, Prochorus, Nikanor, Timon, Parmenas und Nikolaus, einen Proselyten aus Antiochia; ⁶ die stellten sie vor die Apostel: Sie beteten und legten ihnen die Hände auf. ⁷ Und Gottes Botschaft breitete sich aus, so dass die Anzahl der Schülerinnen und Schüler in Jerusalem stark zunahm. Auch eine große Menge aus priesterlichen Familien folgte dieser Glaubensweise.

Liebe Gemeinde,

in den Monaten und Jahren nach Auferstehung und Pfingsten waren immer mehr Menschen zu der noch jungen christlichen Gemeinde dazu gestoßen, die sich zunehmend religiös, kulturell und international ausdifferenzierte. Da gab es inzwischen nicht mehr nur die aramäisch sprechenden einheimische Judenchristinnen und -christen, hinzugekommen waren auch zurück gewanderte Jüdinnen und Juden aus der ganzen damaligen Welt, die vorwiegend griechisch sprachen: aus dem heutigen Italien, Spanien und Ägypten, aus Griechenland und Kleinasien zum Beispiel.

Die nicht mehr selbstverständliche Versorgung einer größer werdenden Gruppe von Bedürftigen lässt die Unzufriedenheit über soziale Unterschiede und Fremdheit wachsen und bringt das Spannungsfeld zwischen den Inhalten der gepredigten Botschaft und der Realität der Gemeinde als Teil der Gesellschaft an die Oberfläche.

Interessanterweise entlädt sich der Konflikt rund ums Essen – oder besser gesagt rund um die Verteilung überlebensnotwendiger Ressourcen. Die Alteingesessenen haben anscheinend kein Gespür für die neu Eingereisten, auch wenn diese zur gleichen religiösen Gruppe gehören. Sie werden einfach nicht wahrgenommen, übersehen, überhört. Sprachbarrieren tun sich auf. Kulturelle Codes werden nicht verstanden. Die Zielgruppe wird nicht erreicht. Und es ist auch eine Genderfrage! Bedürftige zugewanderte Frauen werden übergangen – vielleicht sind sie einfach nicht laut genug? Schließlich äußert sich der Unmut unüberhörbar: Es entsteht ein großes Murren an der Basis und damit Handlungsbedarf.

Für die Konfliktlösung braucht es Menschen, die in verschiedenen Kulturen heimisch sind und darum als Vermittelnde in Frage kommen. Und da geht es dann um geistliche, intellektuelle und gesellschaftliche Kriterien und interkulturelle Kompetenz – um Diversity Management eben: Ausgewählt werden Menschen mit Erfolgsgeschichten in puncto Integration, alle sieben vermutlich aus der Diaspora, Nikolaus war wohl zudem ein Heidenchrist. Alle sieben ganz anders als die gemeindliche Mehrheitsgesellschaft. Ihre Gaben werden gesehen und eingesetzt!

Auch das neue Amt der Sieben ist ein geistliches Amt - das wird in der sich anschließenden Geschichte über die Predigt und das Martyrium des Stephanus sehr deutlich. Lukas machte schließlich den ursprünglichen sprachlichen und kulturellen Konflikt zu einem grundsätzlichen. Das passte wunderbar zu seinem Gemeindeverständnis und Konzept. Er konnte die Lösung des Konflikts aufnehmen und sie für seine Situation und Adressatinnen und Adressaten fruchtbar machen, deren Gemeinden sich bereits in einheitlichere Organismen mit verschiedenen Aufgabenbereichen und einer gewissen Institutionalisierung gegliedert hatten. Lukas ging es um die Spannung zwischen Wortdienst und Tischdienst.

Diese Geschichte aus den Anfängen der Kirche zeigt mir: Ein Migrationskonflikt verdichtet ein allgemeines Problem und ermöglicht eine Lösung. Andersartigkeit und Diversität führen über die eigenen Grenzen hinaus zu einem neuen und für andere attraktiven Miteinander.

Gewiss brauchen wir Menschen auch Grenzen, weil wir selbst begrenzt sind – in unserem Denken und Fühlen, in unserer Liebesfähigkeit. Aber wir brauchen – um Gottes und unserer selbst willen – durchlässige Grenzen, damit wir uns nicht abschotten und einmauern in unseren Ängsten, sondern offen werden: Für neue Erfahrungen, für andere Menschen und für den immer wieder ganz anderen Gott. „Es werden kommen von Osten und von Westen, von Norden und von Süden, die zu Tisch sitzen werden im Reich Gottes“ (Wochenspruch aus Lk 13,29).

Sie werden kommen, über alle Grenzen hinweg, und werden miteinander – allen Unterschieden zum Trotz – am Tisch Gottes sitzen, und sie werden einander verstehen. Gott hat die Grenzen zu uns Menschen niedergerissen, Gott lädt alle an seinen Tisch. Deshalb kann es für uns keine endgültigen, starren Grenzen mehr geben, denn es könnte sein, dass jenseits der Grenze, die ich ziehe – Gott steht.

Die Geschichte aus den Anfängen der Kirche ermutigt mich, die Herausforderungen unserer Zeit und Zusammenhänge mit Kreativität und Phantasie anzugehen. Sie lehrt mich, immer wieder neu und anders mit dem und den Anderen umzugehen:

- Mich meines Andersseins nicht zu schämen, sondern mich an meiner Einzigartigkeit zu freuen.
- Es auszuhalten, dass Andere anders sind und andere Wege gehen als ich – und das nicht als Angriff auf meinen eigenen Lebensentwurf sondern als Ausdruck von Reichtum und Fülle zu begreifen.
- Die Anderen in ihrer unverwechselbaren Einzigartigkeit anzunehmen und ihnen mit Interesse zu begegnen.
- Ihre Hintergründe und Bedürfnisse ernst- und ihre Träume und Grenzerfahrungen wahrzunehmen und ihnen Respekt zu erweisen.
- Den Reichtum ihrer Gaben und Fähigkeiten, ihrer Traditionen und Kulturen wertzuschätzen.
- Andere an meinem Leben teilhaben zu lassen – und mit ihnen und durch sie vielleicht auch für mich selbst ganz neue Möglichkeiten zu finden.

Und da darf ich gespannt sein, welche Erfahrungen ich mit dem Überschreiten von Grenzen mache. Ich wünsche uns allen, dass wir das wagen und dabei Gott immer wieder als befreiende und Mut machende Kraft erleben – an uns selbst und an anderen.

Amen.